

Fässer, Braut und Schinkenspeck – zur Kulturgeschichte der Eiche im Spessart

Barbara Grimm

Schlüsselwörter: Eiche, Spessart, Forstordnung, Waldweide, Gerbstoff

Zusammenfassung: Die Eiche gilt als Symbol für Unsterblichkeit, Kraft und Stärke. Jahrhundertlang lieferte sie Holz (Bauten, Schiffe, Möbel, Fässer, Energie...), Futter (Waldweide) und Gerbstoff (Leder) und wurde zu einer der wichtigsten Baumarten in Europa. Besonders der Spessart ist berühmt für seine mächtigen und wertvollen Eichen.

*»Wie ihr zu dem Wahn gekommen/
Deutsche, daß für euern Baum
Ihr die Eiche habt genommen/
zu begreifen weiß ich's kaum.*

*Sie ein Bild von euerm Reiche?/
Welch ein krüppelig Jammerbild!
Denn verkümmert wie die Eiche/
Wächst kein Baum im Lenzgefeld«*

Friedrich Rückert

Die Eiche als Symbol

Spöttisch kommentiert der Dichter Friedrich Rückert (1788–1866) nach 1815 den andächtigen Enthusiasmus, den die Deutschen für die Eiche hegen (Gräter 1987). Ihr Abbild bringen sie auf alles, was ihnen lieb und teuer ist: Trophäen, Vereinsabzeichen, Kriegsorden, Uniformen, Zeitschriften, Gedichtbände, Urkunden, Nippes, Wanddekore. Und die Denker und Dichter dieser politischen Umbruchszeit nach den napoleonischen Befreiungskriegen werden nicht müde, die Eiche als Symbol in Szene zu setzen für ein neues Nationalbewusstsein und Einheitsdenken – übrigens nach französischem Vorbild, denn dort wurden nach der Revolution von 1789 jahrelang »Freiheitseichen« auf Dorfplätze gepflanzt (Hürlimann 1987). Rückerts Krüppeleiche ist somit natürlich auch



Abbildung 1: Illustration zu Klopstocks »Hermanns Schlacht«, Kupferstich von Daniel Nikolaus Chodowiecki 1782

Ausdruck der Enttäuschung über die niedergeschlagenen Liberalismusbestrebungen in der deutschen Politik nach dem Wiener Kongress. Aber wer war schuld am Eichenwahn?

Salopp ausgedrückt könnte man sagen, Klopstock und die Römer. So schreibt Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803), ein Befürworter der Französischen Revolution und Förderer des deutschen Nationalgedankens, 1769 in seinem Drama *Hermanns Schlacht*: »Du gleichst der dicksten, schattichsten Eiche / Im innersten Hain! / Der höchsten, ältesten, heiligsten Eiche, / O Vaterland!« (Schütz 2011). Laut Regieanweisung sollten diese Worte übrigens gebrüllt werden. Als Inspiration dienten dem Dichter Texte der römischen Geschichtsschreiber Plinius des Älteren und Tacitus. In der *Germania* werden die heiligen

Eichenhaine beschrieben, als Sitz der Götter und Lebenskraft. Klopstock und seine Nachfolger – 1772 etwa gründeten Studenten die Nationalbewegung *Hainbund* demonstrativ unter einer alten Eiche bei Weende (Demandt 2002), romantisierten den bis dato eher »wilden Wald« zum gemeinsamen Ursprung und Kraftquell aller Deutschen und alles Deutschen und schufen somit ein Identifikationsmodell mit der Eiche als Hauptsymbol. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erhielt dieses Identifikationsmodell allerdings zunehmend aggressive nationalistische Züge, die sich in der Zeit des Nationalsozialismus noch verschärften.

Auch wenn den Deutschen jahrzehntelang mit un-nachahmlicher Penetranz eingepfht wurde, dass ihre Beziehung zur Eiche eine historisch belegbare, außergewöhnliche und exklusive sei – sie ist es nicht. Die Verehrung von Bäumen generell kommt in allen Kulturkreisen vor. Der langlebige Baum galt als Symbol der Unsterblichkeit und das Motiv des Lebensbaums erscheint bereits in der Antike. Dass die Eiche aufgrund ihrer Stärke und Bedeutung als Holz- und Fruchtlieferant im Ranking überall ganz oben stand, leuchtet ein: Im antiken Griechenland war die Eiche Zeus geweiht und das Eichenheiligtum Dodona war neben Delphi die bedeutendste Orakelstätte (Demandt 2002). Auch die Römer waren Eichenfans, kannten heilige und wahrsagende Exemplare und weihten sie Jupiter – ihrem höchsten Gott. Den Eichenkranz tragen durfte nur er und natürlich der Kaiser (Demandt 2002). Die Einteilung des Jahreslaufs bei den Kelten orientierte sich an Baumarten und die Priester – die Druiden – wurden nach der bedeutendsten Baumart – der Eiche – benannt (Erlbeck et al. 1998). Wegen der religiösen Bedeutung wurde unter Eichen, ebenso wie unter Linden, Gericht gehalten, Eide abgelegt und die Äste mit erbeuteten Waffen behängt. Dass auch in der Zeit der Christianisierung Mitteleuropas Baumkulte und die damit verbundenen Riten praktiziert wurden, zeigen die vielen entsprechenden Verbote und Verordnungen seitens der Kirche im 8. Jahrhundert. Die spektakulärste Aktion in diesem Zusammenhang bot Bischof Bonifatius im Jahr 723, als er die sogenannte Donar-Eiche bei Geismar fällen ließ (Baetke 1944). Später nutzte die Kirche die tief verwurzelte Ehrfurcht vor Bäumen und Quellen und förderte Wallfahrtsstätten, deren Gnadenbilder an solchen Plätzen gefunden worden waren (vgl. Werner 1988). Auch heute ist die Eiche millionenfach allgegenwärtig – im Geldbeutel nämlich. Denn seit über 130 Jahren dekorieren Eichenblätter die Rück-

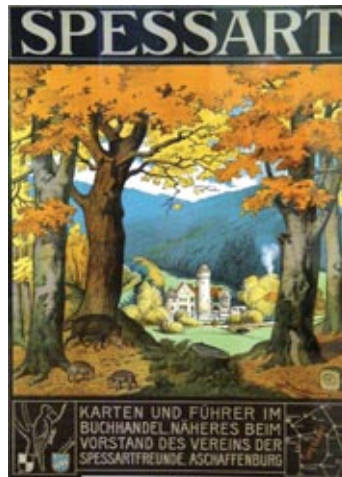


Abbildung 2:
Werbeplakat für
Spessarttouristen
von Adalbert Hock
um 1906

seite aller deutschen Kupfermünzen und für die meisten unvergessen ist die eichenpflanzende Frauenfigur auf der Rückseite der 50-Pfennig-Münze, entstanden 1948 als Symbol für Wiederaufbau und Neuanfang.

Auch im Spessart ist es die Eiche, die trotz der quantitativ stärkeren Buche im Verbund mit dem Specht (»Spessart« bedeutet »Spechtswald«) seit den Anfängen des Tourismus im späten 19. Jahrhundert zum unverzichtbaren Markenzeichen geworden ist.

Die Eiche kulinarisch

Das Wort »Eiche« kommt vom lateinischen »esca« = Speise, was sich auf die Eicheln als Futter bezieht und so auf die große wirtschaftliche Bedeutung verweist, die die entsprechende Nutzung der Eichenbestände in den Wäldern hatte. Die Rede ist von der Nebennutzung des Waldes als Waldweide. Eine besondere Rolle hierbei spielte die Waldmast der Hausschweine in der Zeit zwischen Michaeli (29. September) und Georgi (23. April). Neben Eicheln und Bucheckern fraßen die Tiere auch Kastanien, Nüsse, Wildobst, Hagebutten, Schlehen, Pilze, Schnecken, Maden, Würmer, Raupen, Mäuse, Wurzeln und Knollen. Das Schwein war lange Zeit der wichtigste Fleischlieferant in Mitteleuropa und der Eintrieb zur Mastzeit eine bedeutende Einnahmequelle für die Waldbesitzer: Naturalabgaben sind bereits für das 9. Jahrhundert belegt (Erlbeck et al. 1998). Später wurden Geldzahlungen üblich, die im Spessart »Diehm« oder »Dehm« hießen – beides verbreitete Familiennamen – und den Kurfürsten von Mainz bis ins 18. Jahrhundert mehr Geld einbrachten als der Holzverkauf.



Abbildung 3: Abteilung Bomigrain, Forstamt Rothenbuch im April 1903 Foto: O. Sinner

Dass die Bedingungen im Spessart ideal waren, zeigt das Bild einer Hutwaldung mit 370- bis 470jährigen Eichen in der Abteilung Bomigrain im ehemaligen Forstamt Rothenbuch, aufgenommen im April 1903. Nicht nur im Spessart war die »Hut« mit Schweinen, Rindern, Ziegen, Schafen, Pferden und Eseln für die Bevölkerung lebensnotwendig, denn die Landwirtschaft produzierte nur wenig Futtermittel. Erst im 18. Jahrhundert bauten die Landwirte vermehrt Klee, Luzerne sowie Kartoffeln an.

Forstrechte waren deshalb auch Weiderechte (Erlbeck et al. 1998), die strengen Kontrollen durch die Forstbehörden unterlagen. Schon im ältesten Försterweistum des Spessarts von 1384 wird genau unterschieden zwischen Schweinen, die abends wieder nach Hause getrieben werden (»alle nacht wieder uff ir herte stadte gehen«) und keine Gebühr kosten, und jenen Tieren, die – nur gegen Gebühr – über Nacht im Wald eingepfercht werden. Ebenfalls mit einer Gebühr belegt waren die Schweine, die zum Verkauf vorgesehen waren (Wirth 1987). Unterschieden wurde auch zwischen freiem Eintrieb für neun bis zehn Monate im Jahr und kostenpflichtigem nach einer Buchen- und Eichenmast für –zwei bis drei Monate. »Frei« mästen durften sich die Schweine des Pfarrers, des Schultheißen und des Schweinehirten. Um das Jahr 1808 tummelten sich in den kurmainzischen Hutwaldungen des Spessarts rund 13.100 Schweine (Wolff 1905).



Abbildung 4: Daubholzmacher in Bischbrunn 1924 Foto: N.N. Sammlung Valentin Maier

Die Eiche im Fass

Dauben sind schmale Bretter zur Herstellung von Fässern, die durch Spalten der Rundhölzer gewonnen werden. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war im Spessart für die hierzu nötigen Eichenscheite aus dem unteren Stammabschnitt der Begriff »Müsselholz« (mhd. ‚müsel‘ / ‚musel‘ = ‚Scheit‘ ‚abgesägter Prügel‘) geläufig, wie Hans Schönmann im Zusammenhang mit dem Distrikt *Müsselberg* im Lohrer Stadtwald ausführt (Schönmann 2008). Holzfässer waren nicht nur Behälter für Wein, Bier, Most und Spirituosen, sondern auch Transportbehälter für Butter, Mehl, Petroleum, Fische und vieles mehr. Aus Dauben zusammengesetzt waren auch Eimer, Bütten und Stützen. Ein Daubholzmacher konnte pro Winter 80 bis 100 Ster Holz mit der Hand verarbeiten – dies geschah noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor Ort im Wald, da rund 50 % Abfallholz anfiel und man auf diese Weise unnötigen Fuhrlohn sparen konnte. Besonders viele Daubholzmacher gab es in Bischbrunn, Oberndorf, Steinmark und Frammersbach. Die Herstellung im Spessart erfolgte unter staatlicher Regie. Besonders im 18. Jahrhundert verschlang der ausgedehnte Weinbau solche Unmengen an Eichenholz, dass 1719 in der Forstordnung geklagt wird, es bliebe kaum etwas übrig für die kurfürstlichen Weinberge und Kellereien (Schleyer 1964).

Der Trend hielt auch im 19. Jahrhundert an, so notiert 1827 der Forstbeamte Stephan Behlen: »Sehr viel Fassholz wird im Spessart gefertigt und in die Rheingegenden ausgeführt. Glattrissiges, nicht gedrehtes und windschiefes Eichenholz nur kann dazu verwendet werden...« (Behlen 1827). Aber Konjunktur hatten nicht nur die Dauben aus dem Spessart, sondern

auch Fertigware: Neben Fässern waren dies vor allem Weinbergsstichel und -pfähle aus schwachen Eichenstämmen bzw. Eichenheistern. Im 20. Jahrhundert etablierten sich Spezialbetriebe vor Ort, wie z.B. 1908 das Frammersbacher Fassholzgeschäft Amrhein & Söhne, das seine Dauben per Bahn von Partenstein aus in Fassfabriken nach Kitzingen und München lieferte (Schleyer 1964).

Die Eiche in der Eisenbahn

Ebenso verschwunden wie die Daubholzmacher sind die Schwellenhauer im Spessart. Der Bedarf an Eisenbahnschwellen im 19. und frühen 20. Jahrhundert war enorm und ihre Herstellung mit Säge, Beil und Schnitzmesser aufwendig und anstrengend. Verwendung fanden Eichen und Buchen. Georg Furkel beschreibt die Technik (Furkel 1952): »Auf schrägem Holzbock wurde der Buchenabschnitt mit einer Kette festgezogen und von zwei bis drei Männern mit einer eigenartig gebauten, bis 1,80 Meter langen Schrotsäge mitten entzweigeschnitten...« Die Kleinbahnschwellen wurden ohne Säge hergestellt. Man klemmte dazu starke Eichenäste mit Eisenhaken auf Buchenscheiten oben und unten fest und bearbeitete die Seitenkanten mit dem breiten Haubeil platt, entrindete die kurzen Stammstücke und schnitzte die Oberkanten schräg. Furkel nennt in seinem Artikel »Aussterbende Berufe im Spessartwald« auch die sogenannten »Weißmacher« – jene, die das für die Papierindustrie verwendete Holz im Akkord entrindeten.



Abbildung 5: Schwellenhauer in Rohrbrunn um 1925
Foto: N.N. Sammlung Spessartmuseum

Die Eiche im Schuh

Mittelhochdeutsch »Lo« bedeutet »abreißen, schälen oder löchern«. Damit bezeichnete man das Schälen der Rinde von lebenden Bäumen, vor allem Eichen, um sie zum Gerben zu verwenden. Die Rinden wurden getrocknet, in Lohmühlen zermahlen und dem Wasser in den Gerbgruben bzw. -fässern beigegeben, wo sich der Wirkstoff Tannin löste. Vor allem die Rotgerberei (Leder für Schuhe, Stiefel, Sättel, Taschen usw.) benötigte Eichenlohe zum Gerben, während die Weißgerberei (Leder für Tiergeschirre, Verpackung, Schuhfutter, Tapeten usw.) Alaun und Kochsalz verwendete (Erlbeck et al. 1998). Die Rückstände der Lohe wurde in den Gerbereien zu Lohkäsen verarbeitet, d. h. mittels Fußritten verdichtet und anschließend per Hand in runde Formen gepresst. Die Rundlinge dienten als Brennstoff, dessen Asche zudem als Scheuermittel sehr geschätzt war. Der Betrieb von Eichenschälwäldern geht in Deutschland bis ins 14. Jahrhundert zurück, wurde im Spessart jedoch nur vereinzelt, rund um die Städte Gemünden, Lohr, Aschaffenburg und Orb betrieben.

Geschält wurde zwischen Mai und August, wenn der Baum im Saft stand und sich die Rinde leicht löste. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzten Bayern und Kurhessen große Hoffnungen in diesen Wirtschaftszweig – nicht zuletzt als Folge der zunehmenden Aufrüstung des Militärs. 1851 klagte die bayerische Oberforstverwaltung über die zunehmenden Eichenrindenfrevl in den jungen Eichenbeständen und empfahl gleichzeitig den Forstämtern, eine gezielte und planmäßige Nutzung geeigneter Waldstücke zu oben genanntem Zweck zu forcieren bzw. Erlaubnis-scheine auszustellen.



Abbildung 6: Lohrindenschälen um 1950
Foto: N.N. Sammlung Helmut Puchert

Die Folge war, dass die mühsam begonnene Entwicklung vom Mittelwaldbetrieb zum nachhaltig genutzten Hochwald empfindlich gestoppt wurde. Dementsprechend verweigerten zahlreiche Forstämter die Durchführung der Regierungspläne, was letztendlich dazu führte, dass die Lohrindengewinnung zunehmend eine Angelegenheit der Kommunal- und Privatwaldeigner wurde. Zwischen 1860 und 1880 schließlich war in den Genossenschafts- und Kommunalwäldern Unterfrankens die Gerbrindenerzeugung als Hauptnutzung an Stelle der Brenn- und Stammholzerzeugung getreten.

Die Einführung der Chromgerbung 1858, synthetischer Gerbstoffe 1922 und des aus der Esskastanie gewonnenen Gerbstoffs Wallonea um 1930 schafften es letztendlich, die Eichenlohe zu verdrängen.

Die Eiche im Stall

»Streu« meint tote Pflanzenreste im Wald, die den mineralischen Boden bedecken und seit Jahrhunderten zum Einstreuen in die Viehställe, als Futter oder als Dünger zur Streckung des Stallmists bzw. in Form von Laubasche, aber auch als Füllmaterial für Polster und Matratzen Verwendung fanden. Die Nutzung von Streu – vor allem Buchen- und Eichenlaub – war aufgrund der agrarisch wenig ertragreichen Böden im Spessart existenziell für die Bewohner und gehörte zu den sogenannten »Spessartforstreden« (Habel 2003; Wolff 1905; Adelberger 1993).

45 Gemeinden im Hochspessart erhielten von den Kurmainzer Landesherren nur geringe landwirtschaftliche Flächen, um die Jagd bzw. die Holzwirtschaft nicht zu gefährden. Als Gegenleistung für die abzuleistenden Frondienste der Bewohner gestand man ihnen bestimmte Bezüge aus dem Wald zu, wie z.B. Waldweide, Laubsammeln und den Bezug von Brenn-, Gerät- und Bauholz. Die Ausübung der Rechte war ausschließlich für den Eigenbedarf vorgesehen und nur Handbeile waren zugelassen. Für Kommunen mit großem, eigenem Waldbesitz galten Sonderregeln, so z.B. in Lohr, Rieneck und Burgsinn. Nach dem Dreißigjährigen Krieg erließ Kurfürst Johann Philipp von Schönborn 1666 eine *Wald-, Forst-, Jagt-, Wild-, Weyd-, Wercks- und Fischereiordnung*, die auch die Nutzungsrechte der Bewohner betraf. Ein Sonderfall war Weibersbrunn, das erst 1706 gegründet worden war (als Zweigbetrieb der Spiegelmanufaktur in Rechtenbach und Lohr) und als einziges



Abbildung 7: Laubstreutransport in Rechtenbach um 1930
Foto: N.N. »300 Jahre Rechtenbach im Spessart«

Dorf im Hochspessart nicht mehr in den Genuss der Spessartforstrechte kam. Da hier Holz, Laub und Viehfutter infolgedessen gekauft werden mussten, war die Rate der illegalen Beschaffungsmaßnahmen extrem hoch. Nach der Revolution 1848 gewährte die königlich bayerische Regierung dem Ort ebenfalls die Spessartforstrechte.

Zu diesem Zeitpunkt war der Waldboden durch die jahrhundertelange Störung der Humusschicht stark geschädigt. Die Folgen waren Krüppelbestände von mehreren tausend Hektar Größe, wie sie der Forstmann Stephan Behlen schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem in den Wäldern um Sailauf, Schöllkrippen, Heinrichsthal, Wiesthal, Frammersbach und Partenstein festgestellt hatte (Behlen 1823).

Auch das Verbrennen der Laubstreu zur Gewinnung von Felddünger hatte dazu beigetragen. Obwohl schon im ältesten Försterweistum des Spessarts im 14. Jahrhundert untersagt, wurde es bis ins 19. Jahrhundert hinein illegal angewandt. Der Inhalt der Jauchegruben wurde fast ausschließlich zur Düngung der Kartoffelfelder verwendet, weil Kartoffeln nicht nur das Hauptnahrungsmittel darstellten, sondern sich an die Branntweimbrenner auch gut verkaufen ließen. Daher gingen seit den 1880er Jahren die Forstverwaltungen Bayerns und Preußens dazu über, den Dörfern die Rechte nach und nach abzukaufen bzw. die Streunutzung strenger zu reglementieren und durch die Forstämter planen und überwachen zu lassen. Das Gesetz über die Forstrechte von 1958 schuf die zwangsweise Ablösung mancher Rechte wie z. B. die Schweinemast und die Waldweide. Für die Streurechte leistete der bayerische Staat Ersatz, in dem er z.B. Stroh und Torf zur Verfügung stellte (1966/67 im

Spessart für 287.000 DM) bzw. 1968 im Spessart Streurechte für insgesamt 4,2 Millionen Deutsche Mark ablöste. Heute gehören zum Verband der Spessartforstberechtigten noch 28 Mitgliedsgemeinden.

Die Eiche am Haus

Bis ins frühe Mittelalter waren neben Stroh und Schilf Holzschindeln (meist Eiche oder Nadelholz) das häufigste Dachdeckungsmaterial in Europa. Im Spessart waren die Dächer sogar bis weit ins 19. Jahrhundert hinein mit Eichenschindeln gedeckt, denn trotz der seit dem 18. Jahrhundert bestehenden Verbote aufgrund deren Feuergefährlichkeit konnten sich Ziegel nur langsam durchsetzen. Dies lag an der kostspieligen und beschwerlichen Beifuhr derselben, wie der Forstmann Stephan Behlen erläutert (Behlen 1823). Die Häuser in Krommenthal beschreibt er als »einfache Lehmhütten mit schwarzen Schindeldächern. Der nicht in Rauchfängen aus den Häusern geführte, sondern im Bodenraume sich ausbreitende, und durch Ritzen und Fugen dringende Rauch, färbt die Bedachung der Häuser schwarz«. Auch sein Kollege Georg Ludwig Hartig, der 1793 in Rothenbuch war, berichtet, dass die Häuser von »ungeheuer großen und dicken eichenen Schindeln« bedeckt gewesen seien (Schönmann 2008). Die klassischen Schindeln wurden durch Spalten des Holzblocks in Wuchsrichtung durch Spaltnesser und Schlegel bzw. durch Hydraulik hergestellt. Auf dem sogenannten »Schneidesel« wurde die Rohschindel dann festgehalten und mit dem Ziehmesser bearbeitet. Dächer mit Spaltschindeln hielten bis zu 50 Jahre. Säge- und Brettschindeln dagegen hatten eine wesentlich kürzere Lebensdauer. Heute finden sich Holzschindeln noch an Außenwänden. Man unterscheidet zwischen den kleinen Dachspänen (30–35cm lang und 5–7cm breit), den mittelgroßen Scharschindeln (40–60cm lang und 8–25cm breit) und den großen Legschindeln (75–100cm lang und 10–30cm breit).

Die Eiche als Waldbraut

Landesherrn wie die Grafen von Rieneck und die Mainzer Kurfürsten verkauften außer riesigen Mengen an Brennholz aus Buche auch Eichenstämme über den Flussweg vor allem nach Holland für Schiffe, Deiche, Windmühlen-, Wellbäume und Gebäudegründungen. Seit dem späten 19. Jahrhundert wird die Eiche vor allem als Furnier in der Möbelindustrie

und im Innenausbau verwendet. Fällung und Transport der großen Eichen waren Schwerstarbeit. Die Fällung der Baumriesen geschah bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts mittels Axt und Feuer. Mit der Axt wurden die Wurzelanläufe begehauen, soweit dies möglich war, dann wurde in der so hergestellten »Pfanne« ein Buchenkohlenfeuer angefacht und durchgehalten, bis der Baum mit langen Druckstangen in die gewünschte Fallrichtung geworfen werden konnte. Auch im 20. Jahrhundert wandte man noch lange die traditionelle Fällmethode beim stärksten Baum der Hiebsaison – Waldbraut genannt – an. Man wollte damit dem Baum die letzte Ehre erweisen (Schönmann 2008).

Hans Schönmann, der diese Szenerie in seinem 2008 erschienenen Buch über den Lohrer Stadtwald beschreibt, zitiert im Weiteren aus den Erinnerungen des Försters Schell aus Rothenbuch: »Die vier Männer, die die Eiche fällen sollten, zogen ihren Hut und legten eine Gedenkminute ein. Sie dankten dem gewaltigen Baum, der als »Braut« anerkannt und verkauft werden sollte« (Schell 2003).

Auch der Transport der »Waldbraut« erfuhr eine besondere Inszenierung. Das Gespann, das durch die Innenstadt von Lohr fuhr, glich einem Hochzeitszug. Schönmann zitiert hier Philipp Lebeis, der im Jahr 1900 schreibt: »Der Eichstamm war die »Braut«. Der »Bräutigam« wurde von einem voraus reitenden Holzarbeiter dargestellt, der einen Rosmarinzweig am Hut trug und einen großen Krug mit Wein in der Hand hielt. Dann folgten Musikanten, die lustige Weisen spielten. Erst danach kam der Eichstamm, von vier, sechs oder auch acht Pferden gezogen und von einer jubelnden Kinderschar umsprungen. Ihn hatte man auch mit einem Fichtenbäumchen geschmückt, an



Abbildung 8: Eichentransport mit Pferdestärken um 1930
Foto: N.N. Sammlung Spessartmuseum

dem bunten Bändchen hingen. Den Schluss bildeten die so genannten Holländer Herren, die Erwerber des Stammes, die in gravitatisch steifer Haltung dem Zug folgten« (Schönmann 2008; Lebeis 1900).

Auch eine andere Anekdote, die ebenfalls um 1900 spielen dürfte, schildert die Achtung vor den Baumriesen. So schreibt Wilhelm Steger: »Als wieder einmal einige mächtige Eichen nacheinander auf dröhnenden Pferdefuhrwerken durch die Stadt gerollt sind, soll der Geschäftsmann Anton Keller, der seinen Stoffladen gegenüber dem alten Rathaus hatte, dem Wachtmeister zugerufen haben: ›Lasst die Wache herkommen, da fahren Könige die Stadt hinunter!‹« (Steger 1933).

Literatur

Adelberger, A. (1993): Historische Waldnutzung im Spessart. In: Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes. Band 16. Aschaffenburg, S. 239–268

Baetke, W. (1944): Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen. Frankfurt/M., S. 130

Bald, H. (2010): Der Spessart in der Belletristik (Manuskript). Spessartmuseum Lohr a. Main

Behlen, S. (1823): Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd- und Volkskunde. III. Band Leipzig, S. 29; S. 37; S. 36

Behlen, S. (1827): Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd- und Volkskunde. III. Band Leipzig, S. 105

Demandt, A. (2002): Über allen Wipfeln. Der Baum in der Kulturgeschichte. Köln, S. 232; S. 76ff; S. 117ff.

Dildey, A. (1957): Lohrinde-Gewinnung im Spessart. Die Waldwirtschaft einst und heute. In: Keller, Friedl (Hg.): Aus der guten alten Zeit der Stadt Lohr und ihres Landkreises. Heimat- und volkskundliche Abhandlungen. Gesammelte Aufsätze aus der »Lohrer Zeitung« der Jahre 1942 mit 1955. Band II. Lohr a. Main, S. 695–697

Erlbeck, R.; Haseder, I.; Stinglwagner, A. (1998): Das Kosmos Wald- und Forstlexikon in historischer Sicht. Stuttgart, S. 180f.; S. 798f.; S. 180f.; S. 470f.

Furkel, G. (1952): Aussterbende Berufe im Spessartwald. In: Spessart 11. S. 3–5

Gräter, C. (1987): Die Eiche war den Germanen heilig. Eichenlaub zierte Freiheitskämpfer, Turner und Hitler und Hitlers höchstdekorierte Krieger ... In: Spessart 1, S. 11–13

Habel, H. (2003): Spessartforstrechte. (Texttafel Spessartmuseum Lohr a. Main)

Hasel, K. (1985): Forstgeschichte. Ein Grundriß für Studium und Praxis. Hamburg, Berlin

Himmelsbach, G.; Winter, H. (2013): Miteinander für die Heimat. 100 Jahre Spessartbund. Hrsg. vom Spessartbund e.V. Aschaffenburg. Aschaffenburg

Höhnel, F.R. von (1880): Die Gerberinden. Ein monographischer Beitrag zur technischen Rohstofflehre. Berlin

Hürlimann, A. (1987): Die Eiche, heiliger Baum deutscher Nation. In: Ausstellungskatalog: Waldungen. Die Deutschen und ihr Wald. Berlin, S. 62–68. Hier S. 62

Lehmann, A. (1999): Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Reinbek bei Hamburg, S. 98.

Schell, H. (2003): Ein Leben im Schatten des Gerüchts. O. O. (hier zitiert nach Steger 1933)

Schleyer, L. (1964): Frammersbach. Geschichte einer uralten Spessartsiedlung. Frammersbach

Schönmann, H. (2008): Erschließung und Inwertsetzung des Stadtwaldes von Lohr am Main, Lks. Main-Spessart, seit dem Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Traubeneiche (*Quercus petraea*). Lohr am Main, S. 233; S. 331. Hier zitiert nach: Lebeis, Philipp: Aus dem Volksleben des 19. Jahrhunderts in Lohr am Main. Lohr am Main 1900; S. 345; S. 327.

Schütz, E. (2011): Dichter Wald. In: Unter Bäumen. Die Deutschen und der Wald. Herausgegeben von Ursula Brey Mayer und Bernd Ulrich für das Deutsche Historische Museum. Berlin, S. 107–122. Hier S. 108.

Steger, W. (1933): Lohr und sein Spessart. In: Aus der guten alten Zeit der Stadt Lohr, Bd. 1. Lohr am Main

Werner, P. (1988): Zur kulturgeschichtlichen Rolle des Baumes im sakralen Ambiente. In: Volkskunst 1, S. 18–24

Wolff, H. (1905): Der Spessart. Sein Wirtschaftsleben. Aschaffenburg, S. 86 f.; S. 240; S. 80f.; S. 91–93

Keywords: Oak, Spessart forest, forest laws, wood-pasture, tan

Summary: The oak is regarded as a symbol of immortality, strength and power. Delivering wood (buildings, ships, furniture, barrels, energy...), food (wood-pasture) and tan (leather) for centuries, it became one of the most important tree species in Europe. In particular the Spessart forest is well-known for its mighty and valuable oak trees.